

Der Sieger.

Skizze von Kurt Max Grimm-Jvidau.

Im blauen Dunst des Nachmittags lag der See. Es war Heringszeit. Der Student der Medizin Peter Rod sah in einen der gelben Segelboote des kleinen Hafens und wartete auf seine Freunde. Die dicke Bootsfrau glaubte, ihm mit allerlei Geschwätz über Wetter und Geschäft die Zeit verkürzen zu müssen. Er sagte nur hin und wieder ein Ja und Nein, zog die Uhr, stieß nervös die blauen Wollen seiner Pfeife davon und war mit den Gedanken ganz wo anders. Vom Strandbad entlang das Fischen und Plätschen der Badenden herüber. Wie würde sie heute angezogen sein? Überlegte Peter. Was würde sie heute sagen, die kleine Chemiestudentin Betty, das raffische Sportmädchen?

Da kamen sie, beide in hellen Strandkleidern. Wiegend und geschmeidig der Schritt des alten Freundes und klärenden klaren, tänzerisch spielend der Betty. „Tag, Peter!“ Wie aus einem Munde, voll übermütiger Jugend und herzlichster Freundschaft. Und darauf ein gezwungenes, frohliches Lachen. Peter war für sein Alter ein wenig müde.

Niemand flog, Schnüre und Leinen. Die graue Hülle fiel. Leuchtend tauchten die Segel hoch. Die Kette rasselte. Die dicke Bootsfrau stemmte den Hals an. Wind strich über die Segel, fand Widerstand, glättete, drängte, schob. So glitt die „Mina“ aus dem Hafen in das silberne Leuchten des Sees hinaus. Peter schmauchte an seiner Pfeife. Er verstand nicht viel vom Segeln, um so aufmerksamer aber folgte er den Bewegungen Betty, die die Leinen loderte und straffte. Er sah die kräftigen bronzefarbenen Arme, das energiegelbe Einnehmen der Beine. Er sah, wie sie dem Winde Trotz bot, sah das sieghefte Leuchten ihrer merblänen Augen, die hodgepochten Brauen mit dem schelmischen Blick darunter, das rote Lächeln, das ihm sagte: „Siehst Du, Peter, heute, heute!“ Und dann derselbe Blick noch einmal nach rechts, wo er ein schelmisches Schmunzeln erhaschte. Peter Rod hatte immer bei diesem Blick ein Unbehagen gefühlt. Er sah ihn oft beim Tennis zwischen ihr und Klaus. Und heute regte er ihn sogar zum nachdenklichen Angriff.

„Gefällt? Ausgeschlossen! Jetzt fahren wir nach der See. Klar, Fräulein Schiffsjunge. Jetzt passen Sie auf! Der Hafen da drüben mit den beiden spitzen Kirchtürmen wird angelaufen“, kommandierte Peter. Er sah sie dabei halb scherzend, halb herausfordernd an und konnte doch einen halb schelmischen Zug um den Mund nicht verbergen. Da warf sie auch schon den schönen Kopf in den Nacken: „Befehl, Herr Kapitän!“ Ein strafender Zug an den Lippen. Das Boot legte sich auf die Seite, so daß die Segel fast die Wasseroberfläche berührten, machte ruckend eine Wendung und nahm gerade den Kurs auf die beiden Kirchtürme. Da hatte er's. Blamiert. Und doch gab es das Spiel nicht auf. Rede und Gegenrede, manchmal bis hart an die Grenze der Ironie getrieben, halfen sich lustig wie Schmetterlinge.

So fuhren die drei jungen Menschen in den leuchtenden Tag, losgelöst von Verdrüßlichkeit und Zerknirschtheit, voll nachdem Uebermut und jugendlicher Ausgelassenheit, ließen sich verschmoren von Wind und Sonne und ließen erst spät abends in dem kleinen Hafen wieder ein. Die dicke Bootsfrau wartete schon. Klaus und Betty standen mit einem Sprung auf dem veranfertigten Holzsteg, während Peter langsam und vorsichtig, auf die Bordsteine sich stützend, durch das schäumende Boot hinkam. Betty hatte seine hilflosen Blicke bemerkt und reichte ihm kameradschaftlich die Hand.

„Danke!“ sagte er und sah sie dabei mit der ganzen Fülle seiner tiefen glühenden Augen an. „Es mußte immer so sein, Betty.“ Sie gab keine Antwort darauf. Da wußte er, daß sie immer noch zu ihm in beiden Handen. Seit jenem leuchtenden Sommerabend hatte das Schicksal entzweit in das Leben der Drei eingegriffen. Als der Student der Medizin Peter Rod sich durch das letzte Examen arbeitete, hatte sich Klaus mit Betty verlobt. Die Glückwünsche Peters waren nur förmlich. Seine Liebe wurde schmerzhaft bezweifelt, gegen das er all die Jahre ankämpfte. Er kämpfte sich mit wahrem Eifer, mit Wut und Jähren durch, auf den Tod, der in den Operationssälen seiner geschickten Hand weichen mußte. Hier jagte ein lahmer Fuß wenig. Dieser Gedanke gab ihm Glück, und die hohen, tränenstrahlenden Augen der Betenden waren ihm Lohn genug. Nur abends, wenn er ruckend in seinem Schnulst lag und der Blick auf das Bild über dem Schreibtisch fiel — es war eine blaue Seelandschaft mit einem Segelboot, das in der Kurve lag —, da spürte er seine Einsamkeit.

So lag er auch heute wieder und grübelte. Da schüttelte das Telefon.

„Ja, bitte? — Ach Sie, Schwester!“

„Bitte kommen Sie sofort herüber, Herr Doktor! Ein schwerer Autounfall, Doktor Wegner und Frau.“

Der Chirurg hatte angehängt. In wenigen Minuten war er in der Klinik.

Der Chirurg und zwei Assistenzärzte bemühten sich bereits um die Beengten, als Peter eintrat. Da lagen sie, ruhig und bleich. Betty schloß, während Klaus mit einer tiefen Ohnmacht kämpfte. Der Chirurg gab den Befund. Die Reichen fanden auf Sturm. Es galt zu fliehen. Das Schicksal hatte das Boot der beiden ihm anvertraut. Segel und Steuer waren heute in seiner Hand. Einen Augenblick nur gingen seine Augen wie verlangend über Betty hin, bis sich ihre Blicke trafen. Dann war er Arzt.

Als er noch Stunden zufrieden aus dem Operationssaal zu Klaus aus Bett trat, um ihm mitzuteilen, daß seine Frau außer Gefahr sei, lag der Freund bereits in schwerem, hoffnungslosem Todeskampf.

Da fiel der Chirurg plötzlich zusammen. Er erkannte, daß er doch nur für sich gesiegt hatte.

Clown und Thronfolger.

Der Wirklichkeit nachgezeichnet von Otto Fabian.

Giacomino Cerenti, der italienische Clown, von dem alle Welt sprach, stand auf der Höhe seiner Kunst. Seine Reise durch Rußland glich einem Siegeszug. Sein Aufbruch lag durch die Mauern von Zaroslaw-Selo. Mit Giacomino Cerenti durchschlug die Welt der Herrscher über das unermessliche russische Reich. Man sollte den Clown, der alle Herzen fröhlich und alle Lippen lachen machte, zu einem Behälter des kranken Thronfolgers einladen, um die besorgte Zarin. Der Kaiser, nicht minder in Sorge um das Leben und Wohlergehen des kleinen Alexei, kam der Anregung gerne nach.

Giacomino erschien. Der junge Romanow, in letzter Zeit wieder sehr bleich und hinfällig, erwartete ihn mit großer Spannung. Es war, als ließe die Antikommenen ein Leben voraus, ein Gittern wie aus hundert versteinerten Narzissen. Er brachte im Augenblick fertig, was anderen trotz ehelicher Mühe nicht gelingen wollte: Alexei lachte, wie er seit langem nicht gelacht hatte. Giacomino's drollige Späße, sein Witzspiel, seine Art, mit dem Ohr zu spielen, verjagte den Kummer aus dem Gesicht. Die Zarin war beglückt über den

Mut/

Skizze von Karl Rodemann-Berlin

Als Ernst Petersen am frühen Sonntagmorgen aus dem Hause trat, frohlockte er. Am heiteren Himmel strichen schmale Wolkstreifen dahin. Was konnte er sich heute, da er mit Irene segeln wollte, Besseres wünschen als eine frische Brise.

Sie hatten sich zwar gestern Abend gezankt, er und Irene Rudeb, aber trotzdem war er jetzt auf dem Wege zu ihr, um sie abzuholen. Um den Mut der Frauen war es gegangen. Sie hatte behauptet, daß dieser beim weiblichen Geschlecht ebenso groß sei wie beim männlichen. Er war anderer Ansicht gewesen. Und es hätte ein ernsthafter Streit werden können, wenn er schließlich nicht gesagt hätte: „Wir wollen uns nicht streiten, liebe Irene. Sobald Sie mir mal den Beweis einer besonders mutigen Tat liefern, will ich Ihnen gern zustimmen.“

Da hatte es in ihren Augen aufgeblitzt, aber nur für einen Augenblick. „Einen Augenblick“, sagte er. „Morgen ist wieder ein Tag. Und jetzt habe ich recht schmerzhaften Hunger. Kommen Sie mit zu uns hinauf, Ernst?“

Er hatte es als gern gegebener Gast oben in der Wohnung bei ihr und ihrer Mutter gesehen, mit beiden ein einfaches Nachtischessen und bei einem Plausch die Räte der Zeit vergessend. Gestern Abend mußte er danken. Ein gewisser Stachel war in ihm geblieben. Was trieb diese Liebe, keine Person nur immer dazu, ihn zu quälen?

Doch bei dieser lachenden Sonne heute früh lebte nur ein Verlangen in ihm: zu ihr!

Eine halbe Stunde später standen sie draußen auf dem Bootsgelände. Weit hinaus blühten die Wasserfläche, das jenseitige Waldufer glich im Sonnenlicht. Und der Ostwind zählte in Ernst's Haar und ließ auch Irene's braune Locken flattern.

„Ist die Brise nicht wunderbar heute? Da können wir draußen noch was erleben!“ Irene sah ihn mit lustigen Augen an.

„Möchten Sie denn da draußen gern etwas erleben?“

„Für mein Leben gern.“

„Ja, ja, hier noch auf dem Trocknen, für mein Leben gern. Wenns aber wirklich mal ums Leben gehen sollte — wir wollen nicht hoffen —, ob Sie dann auch so siegesgewiß sind?“

„Sie fangen schon wieder an, an meinem Mut zu zweifeln.“

„Nein! Ich will auch nicht schmelzen. Bei der strahlenden Sonne! Also erleben wir was! Je schöner, desto besser.“

Seine Augen bohrten sich in die ihren. Einen Augenblick hielt sie der Werbung stand. Dann drehte sie sich um. Eine Note, die sie nicht sehen lassen wollte, flutete ihr in die Wangen. Aber doch spürte sie es gern, daß ihr Herz schneller klopfte. „Schnell umgezogen!“ Halb drehte sie den Kopf

zurück. „Unser Boot kommt schon mit dem kleinen Boot.“

Nach einem Abschied — kann ihn noch jemand anders so wundervoll zustande bringen? — verschwand Irene in ihrer Kabine. Hier zog sie ein hellblaues Badetrit an, eine weite, weiße Hose und eine helle wollene Kappe drüber. Was sie an Geld und Ringen bei sich hatte, stopfte sie in einen kleinen Lederbeutel, der wiederum von einem Gummibeutel fest umschlossen war und innenwärts im Trichterbefestigt wurde. Vor Abend rechnete sie nie mit Ernst ab.

Als sie fertig auf den Steg trat, hielt Ernst das Boot schon zum Einsteigen an der Kante. Auch er in Tricot und Lederhosen. Mit markigen, knappen Ruderfingern brachte der Mast die beiden zu ihrem an der Boje liegenden, leichten Segelboot. In einigen Minuten waren sie schon weit draußen. Und nun zogen sie den ganzen Tag umher. Singen hier einmal an Land, um im grünen Ufergras zu frühläuteln, an einer anderen Stelle, wo Badestrand war, um zu schwimmen, verließen endlich den See und trafen den Flußlauf hinauf, um sich dort im Garten eines Waldwirtschaftshauses einen vorzüglichen Kaffee schmecken zu lassen. Immer als gute Kameraden.

Der Nachmittag war herangerückt, mit ihm hatte sich die Brise belebt. Irene jubelte. Es war ausgemacht, daß über den See zurück die Steuer führen sollte. Als Irene flüchtete sie wieder in den Kahn, entledigte sich der Lederkleider und verpackte diese in der Klappe unter dem schmalen Brett am Vordersteven. Dann machte sie sich daran, immer auf dem Boden des Bootes hockend, auch Ernst's Sachen zusammen zu wickeln. Doch bevor sie diese verpackte, glitt ihre Hand rasch in die rechte Tasche der Kappe und holte Ernst's Uhr und Geldbörse heraus. Beides stopfte sie ebenso geschwind in den Gummibeutel ihres Tricot. Ernst hatte derweil, ohne viel auf Irene zu achten, das Ruder zur Hand genommen und stakte jetzt das Boot den Fluß hinunter bis zum See.

„Auf Posten, Fräulein Stenemann! Machen Sie Ihre Sache gut!“

Mit fester Hand führte Irene das Steuer. Bald kam das Boot einem Landvorsprung nahe. Dahinter, das wußte sie, lag oft eine Bö aus nordöstlicher Richtung. So wurde Irene von ihr auch nicht überumpelt. Schote los, Segel und Steuer herum, Nase in den Wind! Von hier an mußte über den See getreut werden.

„Bravo, Irene!“ rief Ernst vom Bordbort her, wo er in hinübergewinkelt. „Aber aufpassen! Es scheint auf dem See noch böiger zu werden. Soll ich Sie lieber ablassen?“

„Ablassen? Jetzt, wo's gerade ein bißchen aufregend wird? Wir können ja schwimmen.“

Aber kann war dies gesagt, da sprang eine schwere Bö fauchend aus Wasser und ins Seil.

„Nein los!“ rief Ernst Irene zu. „Segel los, Nase in den Wind!“ Waren denn Irene's sämtliche Sinne ver-

wirrt? Schon hatte sich das Boot ganz auf Bordbort gelegt, doch das Mädchen richtete sich nicht, hielt Schote und Ruder fest. Gleich mußte die Reineinwand ins Wasser stürzen.

„Irene, was machen Sie?“ rief Ernst hoch vom Steuerrbord herab. „Meinen Mut beweisen will ich“, rief sie. Und schon geschah es. Eine noch stärkere Bö drückte das Segel ins Wasser, im Ru lag es flach und sank tiefer und tiefer.

Irene war es rasch gelungen, auf die Außenwand des Bootes zu klettern. Auch Ernst mußte zum Kiel hinauf.

„Seien Sie wegen Ihrer Uhr und Börse unbeforgt, lieber Ernst, beides habe ich im Gummibeutel bei mir.“

„Irene!“ Ein Schrei des Erstaunens. „Sie haben absichtlich...“

„Umgekommen! Ganz recht. Geben Sie jetzt zu, daß ich Mut habe?“

„Und hier, wo weit und breit kein Boot in der Nähe?“

„Gerade hier! Wir schwimmen an Land.“

„Also los, Irene! Bevor es zu spät. Geradeaus, dorthin, wo das Haus am Ufer steht.“ Beide sprangen ins Wasser.

Ernst mußte bald erkennen, daß das Eintreffen werde, was er im Stillen befürchtet hatte; Irene hielt nicht durch. Immer und immer wieder schluderte sie Wasser.

„Die verdammten Wellen!“ rief sie.

„Wenn Sie keine Kraft mehr haben, schnell zu mir! Arme um den Hals. Körper flach nach hinten ausstrecken!“

Nach weiteren fünfzig Stößen war es so weit. Irene mußte sich ins Schleppnetz nehmen lassen. Da hing sie nun, ziemlich ermattet, und schalt sich innerlich wegen ihres Leichtsinns. Nun drängte es sie, Ernst etwas Liebes zu sagen.

„Ernst, nicht böse sein, lieber Ernst! Bitte, bitte nicht! Als Deine Frau werde ich es gewiß nicht wieder tun.“

Da fuhr Ernst Ruder für einen Augenblick herum.

„Irene! Hipp, hipp, hurrah!“ Ein Zauberspruch war's.

Eine Viertelstunde später trug er Irene ans Ufer und bettete sie sorgsam im weichen Gras. Ehe sie sich ganz hinreckte, zog sie sich zu ihm empor und bot ihm den gitternden, blauen Mund.

In aller Frühe des Montags trat er in ihre Wohnung. Schelmisch lachend kam sie ihm entgegen und hielt ihm ein dünnes Büchlein vor die Augen.

„Namenbuch. Ausdrückungen der üblichsten Vornamen“, las er.

Schnell schlug sie den Buchstaben „E“ auf, auf „Ernst“ deutend: „Entschlossener Kämpfer, Krieger, der Mann“

„Schlehdin“, sprach sie ihm vor, schlug ein paar Seiten um und hielt den Finger auf „Irene“. „Was steht da?“ fragte sie.

„Irene, die Friedliche.“

„Bist Du jetzt bereit? Du mein Mann! Du!“

Statt jeder Antwort holte er sich ihren Mund. Dann faate er: „Und Mut hast Du auch. Alle Wetter!“

Draußen fühlte der Clown ein Bild in der Tasche. Der Jar hat es ihm ausgeliefert. Giacomino zieht es hervor. Es ist das Bild des kleinen Romanow. Im Dämmer des sinkenden Tages liegt Cerenti die Wohnung: Sieht Du, Giacomino, die Nacht des Jaren ist ebenso unbefriedigend wie der Erfolg eines Clowns. Du bist jetzt genau so um Deine Herrschaft in Rußland gekommen wie ich.

Cerenti hebt einen Augenblick still. Ein Schloß voll Bitterkeit zuckt um seinen Mund. Er wirft einen langen Blick hinter sich. Ueber dem Gefängnis, dem massigen Haupte des Patzef steht eine schwarzjagende Wolke am tiefblauen Abendhimmel.

Der goldene Bleistift.

Ein seltsames Erlebnis, erzählt von Liesbet Dill.

Vom Vater war er ihr hinterlassen, der kleine, zierliche, goldene Bleistift, den jener immer an seiner Uhrkette getragen hatte. Er war eigentlich für einen Herrenbleistift zu klein, und deshalb auch nie benutzt worden. Der Vater liebte ihn als ein Andenken an seinen auf eine sehr merkwürdige Weise verunglückten Bruder. Dieser, ein ungewöhnlicher, sehr begabter, hochmütlicher, aber unberechenbarer und jähzorniger Mensch hatte früher einmal zu ihrer Mutter in einer nahen Beziehung gestanden. Er pflegte zu sagen, daß er nicht für eine Ehe geschaffen sei und niemals heiraten würde... Ihre Mutter mußte ihn als junges Mädchen sehr geliebt haben, denn sein Bild stand bis zu ihrem Tode auf ihrem Schreibtisch, obwohl er sie verlassen hatte, ins Ausland ging und nie mehr etwas von sich hören ließ; er galt als verschollen. Der älteste Bruder, dem die schöne, stille Marie-Luise leid tat, heiratete sie dann; sie bekam eine Tochter, und er wurde eine ruhige und harmonische Ehe geworden, über der nur ein Schatten lag: die Angst, daß eines Tages der Bruder wiederkommen und dieses Glück zerstören könnte. Aber es geschah nicht.

Eines Tages starb die Mutter sehr rasch an einer Grippe. Als sie in dem Familienbegräbnis beigesetzt wurde, erwiderte man, daß in der Mauer des kleinen Mausoleums mehrere große Steine lagen. Der Architekt machte auf die Gefahr aufmerksam, die den Angehörigen bei Befuchen in der Kapelle begegnen konnte, man hatte die schweren, älteren Grabsteine ausgehoben und sie vorläufig an die Mauer gelehnt, die in diesen Tagen ausgebeßert werden sollte. Aber ein Vorgehensmaß war ein Gevatter mit starken Regengüssen niedergegangen, man hatte noch nicht mit der Arbeit angefangen können und den neuen Grabstein noch nicht gesetzt.

Plötzlich traf der Bruder unangemeldet aus Ostafrika ein. Er hatte unterwegs von dem Tod der Frau gehört und dem Begräbnis beigewohnt. Wollen, war aber infolge einer hitzigen Ueberfahrt veripst eingetroffen und sehr unglücklich, daß er die Tote nicht mehr sehen konnte.

„Du kannst nicht einmal ins Mausoleum“, sagte sein Bruder, und er erzählte von den Ausbefferungen. Der andere stand immer wieder vor dem schönen Bild der Verstorbenen und betrachtete es. Er verglich die Züge der Tochter mit denen der Mutter und sprach von nichts, als von dieser Frau, der einzigen, die er je geliebt habe. Es quälte ihn, daß er sie nicht mehr gesehen habe und nicht einmal ihr Grab besuchen durfte.

Gegen Abend ging er fort... „Spazieren“, sagte er.

Er irrte lange zwischen den gedornen Häufe nicht aus... vor dem Mausoleum. Er ging die Treppen umher, plößlich fand er vor dem Mausoleum. Er ging die Treppen umher, plößlich fand er vor dem Mausoleum. Er ging die Treppen umher, plößlich fand er vor dem Mausoleum.

„Du kannst nicht einmal ins Mausoleum“, sagte sein Bruder, und er erzählte von den Ausbefferungen. Der andere stand immer wieder vor dem schönen Bild der Verstorbenen und betrachtete es. Er verglich die Züge der Tochter mit denen der Mutter und sprach von nichts, als von dieser Frau, der einzigen, die er je geliebt habe. Es quälte ihn, daß er sie nicht mehr gesehen habe und nicht einmal ihr Grab besuchen durfte.

Gegen Abend ging er fort... „Spazieren“, sagte er.

Er irrte lange zwischen den gedornen Häufe nicht aus... vor dem Mausoleum. Er ging die Treppen umher, plößlich fand er vor dem Mausoleum. Er ging die Treppen umher, plößlich fand er vor dem Mausoleum.

„Du kannst nicht einmal ins Mausoleum“, sagte sein Bruder, und er erzählte von den Ausbefferungen. Der andere stand immer wieder vor dem schönen Bild der Verstorbenen und betrachtete es. Er verglich die Züge der Tochter mit denen der Mutter und sprach von nichts, als von dieser Frau, der einzigen, die er je geliebt habe. Es quälte ihn, daß er sie nicht mehr gesehen habe und nicht einmal ihr Grab besuchen durfte.

Gegen Abend ging er fort... „Spazieren“, sagte er.

Er irrte lange zwischen den gedornen Häufe nicht aus... vor dem Mausoleum. Er ging die Treppen umher, plößlich fand er vor dem Mausoleum. Er ging die Treppen umher, plößlich fand er vor dem Mausoleum.

„Du kannst nicht einmal ins Mausoleum“, sagte sein Bruder, und er erzählte von den Ausbefferungen. Der andere stand immer wieder vor dem schönen Bild der Verstorbenen und betrachtete es. Er verglich die Züge der Tochter mit denen der Mutter und sprach von nichts, als von dieser Frau, der einzigen, die er je geliebt habe. Es quälte ihn, daß er sie nicht mehr gesehen habe und nicht einmal ihr Grab besuchen durfte.

Gegen Abend ging er fort... „Spazieren“, sagte er.

Er irrte lange zwischen den gedornen Häufe nicht aus... vor dem Mausoleum. Er ging die Treppen umher, plößlich fand er vor dem Mausoleum. Er ging die Treppen umher, plößlich fand er vor dem Mausoleum.

beleglich, die Mäße in der Hand, vor diesem kalten, stummen Stein...

Plötzlich erklang ein dumpfes Poltern. Steine fielen. Schwer getroffen sammelte er zu Boden... Der Grabstein der Verstorbenen war auf ihn gestürzt und hatte ihn am Schädel getroffen. Er kam nicht mehr zu sich, er war sofort tot. So fand ihn der Bruder.

Die Tochter hatte als Kind von diesem Unfall von anderen gehört. Ihr Vater sprach nie davon, und in seiner Gegenwart durfte niemand daran rühren. Sie hatte der goldenen Bleistift immer mit Ehrfurcht betrachtet als das Andenken an diesen jungverstorbenen Bruder ihres Vaters.

Eines Abends lag man bei einer Waise im Kreis des einen Winkels auf der Terrasse, es war schon herbstlich, aber noch warm, man sprach von Gedankenleiden. Zur Gesellschaft gehörte ein alterer Holländer, der sich mit diesen Dingen beschäftigte und viel darüber geschrieben hatte. Er fand Gläubige und Ungläubige in der lustigen Gesellschaft.

„Machen wir die Probe!“ schlug ein Student vor. „Wir schreiben etwas auf, stellen Fragen, tun sie in einen verschlossenen Briefumschlag, und Sie geben uns Antwort darauf, wenn Sie Gedankenleiden können!“

„Machen wir die Probe!“ riefen die anderen, und gleich begann alles eifrig, Fragen aufzuschreiben, die man in geschlossene Briefumschläge tat. Der Holländer nahm einen Umschlag an sich, schaute in die blaue Dämmerung der fernen Berge und veränderte dem Studenten, daß er sein Examen bestehen würde, aber nicht im Herbst, sondern erst im nächsten Frühjahr. Er sagte einer älteren Dame, daß an dem aufgeschriebenen Datum ein Diebstahl in ihrem Hause geschehen, daß der Täter aber keine Frau sei, sondern ein fremder Mann, und einer jungen Frau riet er, statt nach Spanien zu reisen, lieber zu einem Arzt in ein Sanatorium zu gehen...

Die Tochter, die sich mit Schriftstellerei befaßte, hatte einige Novellen geschrieben und sie zu einem Preiswettbewerb einem Verleger eingereicht. Sie wollte wissen, ob sie damit Erfolg haben würde und mit welcher von beiden Arbeiten den größten...

Bei dem raschen Schreiben war ihr der goldene Bleistift in den Umschlag geblieben, aber sie hatte den Brief schon geschlossen. Der Holländer befühlte den Umschlag, tastete den Inhalt ab und sagte: „Mit beiden Dingen werden Sie keinen Erfolg haben, aber da ist etwas, was mich viel mehr interessiert: dieser harte, runde Gegenstand. Was ist das, und was bedeutet er?“ Er rollte ihn hin und her, dann sagte er langsam, stöckend und leiser: „Etwas Schreckliches hängt mit ihm zusammen... er gehörte einer Frau... Sie schütteln den Kopf? Doch — er gehörte einer Frau! Er hängt zusammen mit — Grabsteinen... und es scheint... als ob dieser Bleistift irgendwie in einem engsten Zusammenhang stand... mit drei — Töten...“ Er schaute auf und gewahrte die Blicke aller gespannt auf sich gerichtet. Das junge Mädchen, das neben der Rosenkale an der Terrassenbrüstung lehnte in ihrem schimmernden, hellen Kleid, war ganz blaß geworden. Sie konnte nicht sprechen, sondern nahm stumm den goldenen Bleistift aus der Hand des Holländers entgegen...

Aber mit dem Bleistift hatte sich eine Wandlung vollzogen; durch die drehende Bewegung des Holländers hatte er sich vergrößert und war länger geworden, wie sie ihn nie gesehen hatte, und auf seiner Spitze lag ein eingetriebenes einziges Wort: „Drit!“ Und ein Datum, das einen Tag bezeichnete, lange vor ihrer Geburt — und vor der Zeit ihrer Mutter.

Es gibt Gegenstände, die menschliche Eigenschaften bezeugen, widerholte der Holländer. „Es kommt mir vor, als habe hier ein solcher an einem Menschen für ein Unrecht — oder Verbrechen — Rache geübt...“

Alle schwiegen, niemand wagte, das junge Mädchen anzusehen, das da stand wie erstarrt und stumm auf die Fensterblicke, die sie heute zum ersten Male sah und verlor...

Es gibt Gegenstände, die menschliche Eigenschaften bezeugen, widerholte der Holländer. „Es kommt mir vor, als habe hier ein solcher an einem Menschen für ein Unrecht — oder Verbrechen — Rache geübt...“

Alle schwiegen, niemand wagte, das junge Mädchen anzusehen, das da stand wie erstarrt und stumm auf die Fensterblicke, die sie heute zum ersten Male sah und verlor...

Es gibt Gegenstände, die menschliche Eigenschaften bezeugen, widerholte der Holländer. „Es kommt mir vor, als habe hier ein solcher an einem Menschen für ein Unrecht — oder Verbrechen — Rache geübt...“

Alle schwiegen, niemand wagte, das junge Mädchen anzusehen, das da stand wie erstarrt und stumm auf die Fensterblicke, die sie heute zum ersten Male sah und verlor...

Es gibt Gegenstände, die menschliche Eigenschaften bezeugen, widerholte der Holländer. „Es kommt mir vor, als habe hier ein solcher an einem Menschen für ein Unrecht — oder Verbrechen — Rache geübt...“

Alle schwiegen, niemand wagte, das junge Mädchen anzusehen, das da stand wie erstarrt und stumm auf die Fensterblicke, die sie heute zum ersten Male sah und verlor...

Es gibt Gegenstände, die menschliche Eigenschaften bezeugen, widerholte der Holländer. „Es kommt mir vor, als habe hier ein solcher an einem Menschen für ein Unrecht — oder Verbrechen — Rache geübt...“

Alle schwiegen, niemand wagte, das junge Mädchen anzusehen, das da stand wie erstarrt und stumm auf die Fensterblicke, die sie heute zum ersten Male sah und verlor...

Es gibt Gegenstände, die menschliche Eigenschaften bezeugen, widerholte der Holländer. „Es kommt mir vor, als habe hier ein solcher an einem Menschen für ein Unrecht — oder Verbrechen — Rache geübt...“

Alle schwiegen, niemand wagte, das junge Mädchen anzusehen, das da stand wie erstarrt und stumm auf die Fensterblicke, die sie heute zum ersten Male sah und verlor...

Es gibt Gegenstände, die menschliche Eigenschaften bezeugen, widerholte der Holländer. „Es kommt mir vor, als habe hier ein solcher an einem Menschen für ein Unrecht — oder Verbrechen — Rache geübt...“

Alle schwiegen, niemand wagte, das junge Mädchen anzusehen, das da stand wie erstarrt und stumm auf die Fensterblicke, die sie heute zum ersten Male sah und verlor...

Es gibt Gegenstände, die menschliche Eigenschaften bezeugen, widerholte der Holländer. „Es kommt mir vor, als habe hier ein solcher an einem Menschen für ein Unrecht — oder Verbrechen — Rache geübt...“

Alle schwiegen, niemand wagte, das junge Mädchen anzusehen, das da stand wie erstarrt und stumm auf die Fensterblicke, die sie heute zum ersten Male sah und verlor...

Der Sieger / Skizze von Ernst Zahn

Thomas Scherrer lehnte am Gartengrün seines Bruders Franz und schaute über das in allen Farben leuchtende Blumenzeug, das darin wuchs, hin. Im ganzen Dorf, das doch alle Häuser schmutz und farbig hielt, war nirgends solch eine Freude von Margueriten, Nistern, Nelken und Rosen zu sehen, und nirgends blühten wie hier die Geranien so üppig an allen Fenstern bis hinauf unter das gewaltige Dach. Das war immer gewesen, dachte Thomas, schon von den Eltern her. Er selber hatte in der Staudenwildnis da drinnen sich einmal verborgen, als der wilde Franz ihn schlagen wollte. Jetzt, da er seit einem Jahre drüben in Edilbach auf dem Gute des Onkels Andres saß, das ihm und Franz zu Erbgefallen kam, er selten mehr hierher nach Schachen. Darum fielen ihm jetzt auch Garten und Hausfront in ihrer Blumenfülle besonders auf. Aber außer den Blumen, den Nelken, die sie umschwebten, und den Nistern, die rings ums Haus scharten und wuchsen, schien nichts Lebendes darum und darinnen zu sein. Hatte er es nicht gedacht? Am Sonntag, nachmittags war doch Franz beim Kartenspiel im Wirtshaus und das Gefinde dort — Und Gundi — vielleicht daheim bei den Eltern!

Er schaute ein wenig, halb vor Bedauern, halb vor Erleichterung. Da konnte er ja wohl wieder umkehren und, nachdem er seine Pflicht getan und gewonnen war, ebenso lange weiterfortleben wie seit Franzens Hochzeit!

Er legte die Hand auf die Ganges. Immer tiefer in Gedanken sich verlierend, schied er über die späten Hölzer, nicht achtend, daß sie seine Schreie empfindlich schloßen. War das nun wirklich schon ein Jahr her, daß er drüben in Edilbach die Gemeindefreierstelle und den Hof mit seinem ganzen, wohl eingearbeiteten Gefinde übernommen und daß — Franz die Gundi Eder geerbt hatte? Die Zeit verging. Wenn alles so leicht und schnell verging wie sie! Es rief ihn doch mehr am Herzen, während er nun hier stand, mehr als er gemeint hatte. Ein halbes Dutzendmal war Franz schon bei ihm drüben gewesen und hatte jedesmal gefragt: „Warum kommst denn nie herüber? Man könnte ja meinen, wir zwei Brüder hätten den größten Streit.“ Er hörte die Stimme, die immer laute, ein wenig weinliche Stimme. Er hörte, wie Franz den Stuhl an den Tisch schob, wie er, daß man meinte, er ginge in Stille, und wie er beim Fortgehen die Tür aufschloß, daß sie nicht ins Schloß fiel, sondern an die Wand zurückklapperte. Er meinte nichts Böses, der Franz, nein, das war seine Art. Er machte alles laut und heftig ab. Er hatte immer und überall zu wie ein Wilder. Die Leute hatten ordentlich Angst vor ihm. Aber sie gaben alle zu, daß er es im Leben zu etwas bringe und ein Weltmeister sei. Und doch war er, Thomas, ein Jahr lang nicht zum Bruder gekommen. Und ebenso wenig hatte ihn die junge Schwägerin, die Gundi, besucht. Nun ja, das war bei ihr vielleicht Zufall. Sie mochte viel zu tun haben im neuen Haushalt. Auch ging man ja wohl im ersten Jahre nicht gern von der Seite des Vaters fort, mit dem man aus Liebe zum Alter gegangen war. Natürlich aus Liebe! Anders konnte es nicht sein.

Thomas Scherrer schaute sich um. Der Kopf war ihm von Gedanken so voll und schwer, daß ihm auf einmal ein Gefühl allgemeiner Müdigkeit und die Lust sich irgendwo niederzulassen befiel. Da erblickte er drüben die Bank unter dem Kastanienbaum, der seine Reste wie ein Schirm nach allen Seiten hing. Wenn doch niemand um Weges war, konnte er sich dort wohl ein wenig legen.

Er schritt hinüber. Unter einem kleinen Seufzer nahm er Platz. Nun konnte er Hautstreife und Tür übersehen und gewahrte, daß diese offen stand. Ein, wie konnten also wohl die Leute nicht sein! War die Gundi doch zu Hause? Sie hatte eine geräuschlose Art. Sie hörte man nicht, wenn sie im Hause hantierte! Der Gedanke hatte ihn beinahe wieder fortgetrieben.

Er legte aber die Arme auf die Knie und die Hände zusammen. Den Rücken gebogen, geriet er immer tiefer ins Grübeln. Einmal nahm er den Hut von dem leicht gelochten, dichten, blonden Haar und legte ihn neben sich. Und einmal belästigte ihn die Sonne und wandte er das schmale Gesicht mehr in den Schatten. Ja, die Gundi! dachte er. Er sah sie noch, wie sie, die dunklen Zöpfe in Schneidenform an den Seiten des Kopfes festgesteckt, die Mäpfe in den Händen in die Schule ging, das was nach gar nicht so lange her. Sie war kurz vor der Zeit, daß aus dem weichen Institut zurückgekommen. Und wenn damals nicht gerade das Unglück mit ihrem Bruder gewesen wäre, der im Militärdienst verunglückt und tot ins Haus gebracht worden war, so hätte auch er, Thomas, sie gefragt, ob sie ihn nicht haben wollte; denn im Grunde war eigentlich, er, nicht der Franz ihr ständiger Kamerad gewesen. Ja, ja, die Zöpfe in Schneidenform. Keines der Mädchen im Dorfe trug das Haar so. Das hatte ihr ein apertres Aussehen gegeben! Das und etwa ihr Gang, sich ein wenig der Mode anzupassen, sich wie ein Stadtfraulein zu kleiden. Einige, die sie nicht näher kannten, hatten die Nase zusammengekniffen und sie eine Geckin geheißen. Aber sie war das nicht. Sie war nur vom Institut her etwas städtisch geworden und hatte Freude an schönen Dingen. Auch nicht fähig und auf Buben aus war sie, wie einmal eine alte, geifernde Jungfer behauptet hatte. Nur halt jung und ein wenig wenig eitel und froh, wenn es etwas zu lachen und zu tanzen gab. Es gab nichts Frierliches, nichts. — Nein, ins Dorf hatte sie natürlich nicht, obgleich ihr Vater ein Landwirt war, freilich einer, der als höherer Offizier viel auswärtig zu tun hatte. Und zu Franz? Hatte sie zu Franz?

Thomas Scherrer schaute ein wenig auf, um zu sehen, ob die Sonne ihn traf. Es fror ihn leise von innen heraus. Franz und die Gundi! War es nicht, als ob man ein warmes oder ein kaltes, weiches Ziel mit einem schweren, harten Schlag zusammenstoße? Aber sie hatte ihn genommen. Weiß Gott! — Gerade in der Zeit, da er auf Edilbach dem sterbenden Onkel Andres über die letzten Stunden hinweg geholfen, gerade während der vierzehn letzten Tage, die er abwesend gewesen war, die Verlobung zustande gekommen. Als er fortging, hatte er noch keine Ahnung gehabt! Und als er heimkam, — der verunglückte Bruder war noch keine drei Wochen unter der Erde — gehörte sie dem Franz! Nun ja, sie mußte es ja wissen, warum und wieso. Sie und er waren ja mit Worten nicht einig gewesen. Daß sie sich gegenseitig manchmal die Hände gedrückt, daß sie einmal in einer Augustnacht, auf dieser selben Bank neben ihm sitzend, als von einer Alp drüben überm See das Gelächte des noch lebenden Vaters merkwürdig deutlich und traulich herübergehallen und Sternschnuppen eine nach der andern durch den Himmel gefahren waren, in völliger Selbstvergessenheit den Kopf an seine Schulter gelegt hatte, das wollte wohl nicht so viel sagen, als er damals geglaubt hatte. Und doch war ihm vieles rätselhaft, doch —

Er sah jetzt wieder nach der Haustür. Reichlich waren die Verwandten, alles so offen stehen zu lassen! Denn wirklich niemand, niemand schien daheim zu sein!

Er erhob sich, unentschieden, ob er gehen oder warten solle. Den Hut befiel er in der Hand und schlenkerte der Treppe zu. Auch von dort führte ein Weg ins Feld hinaus. Als er unter der Tür stand, lauschte er. Noch immer kein Geräusch! Nun wohl! Er hatte die väterlichen Räume lange nicht mehr gesehen. Einen Blick wollte er doch hineinwerfen. Wer weiß, wann er wieder herkam! Kamem die andern inzwischen heim, war es auch recht.

Er ging die Treppe hinauf und trat in den Flur. Dabei schritt er auf den Boden, aber nicht um niemand zu hören, sondern nur im Einklang mit der großen Stille im Hause und ein wenig aus Scheu vor dem vergangenen. Er hatte hier Sohlestrich, so gut wie der Bruder, er hatte hier die Kinderzeit verbracht. Die Mutter war hier aus- und eingegangen, die heitere, laute, der Franz nachschlug, und der stillere Vater. Herrgott, war das eine gute Zeit gewesen! Es war einem, als ob man in die Kirche ginge, wenn man so in die Stube der Erinnerungen trat.

Ein Brett des tannenen Flurbodens knarrte. Er schaute, weil er das Geräusch unwillkürlich zu dämpfen suchte. Dann

schied er fast tastend den Weg nach der Wohnkammer fort. Auch sie war nur angelehnt. Die große Heiligkeit der vielen Stubenfenster fiel durch den Spalt. Mit sorgfältiger Hand schob er die Tür zurück. Dann stand er wie festgenagelt, den Rücken gegen den Türpfosten gelehnt. Und sein Herz stand auch still. Einen Augenblick später aber klopfte es so laut, daß er es deutlich hören konnte.

Drüben saß im alten schwarzen Lederlehnstuhl des Vaters die Gundi und schlief. Nicht verändert — noch gerade wie sie zur Sekundarschule gegangen. Herrgott, was sie noch jung war! Raum neunzehn, wenn er recht rechnete. Und immer noch wie ein Stadtfraulein angeht! Wohl weil es Sonntag war! Die Hände waren lässig im Schoß gefaltet. Und das dunkle Haar umgab in schönem Rahmen ihr schmales Gesicht. Dieses aber war doch ein wenig verändert, ein wenig älter, fräulicher, zarter! Die Lider zuckten im Schlaf. Es fiel ihm auf, wie durchsichtig sie waren, und wie dieselbe Zartheit an den Schläfen lag. Was sollte er nur tun? Er fürchtete sich auf einmal vor ihrem Erwachen. Schon lastete er sich rückwärts. Da bannete ihn die Tatsache an die Schwelle, daß Gundi Scherrer die Augen aufschlug. Sie waren dunkelblau, so dunkel, wie man es selten sah. Ihr Blick wanderte an der Decke und durch das Zimmer.

Die Erwachende seufzte. Auf einmal erkannte sie Thomas. Sie hatte noch Mühe, Traum und Wirklichkeit zu unterscheiden. Sie blieb in ihrem Sessel zurückgelehnt. „Ich habe geträumt“, sagte sie leise, und um ihren schmalen Mund zuckte es, als ob sie weinen wollte.

Thomas trat in die Stube. „Guten Tag, Schwägerin“, sagte er.

„Von dir geträumt“, vollendete sie ihren vorigen Satz, indem sie sich aufrichtete und ihm noch immer ganz benommen die Hand bot.

Er setzte sich so, daß der große, runde Tisch zwischen ihnen stand. „Das hast du nur gemeint, weil ich auf einmal da stand“, sagte er.

Sie strich sich mit der Hand über die Stirn und machte große Augen. „Erst jetzt ermunterte sie sich.“

„Wo ist Franz?“, fragte Thomas.

Sie machte eine kleine Bewegung des Erschreckens. Man mußte sich in acht nehmen, was man in Franzens Anwesenheit sagte, und sie hatte nicht an ihn gedacht. Dann merkte sie, daß der Genannte ja gar nicht da war. „Ah, du“, erwiderte sie mit beruhigtem und sich selbst verpöndendem Lächeln. „Franz macht ja sein Spiel im ‚Höven‘.“

„Er wird aber gewiß bald kommen“, fügte sie hinzu. „Und es wird ihn schon freuen, daß du einmal da bist.“

Sie stand auf und ging zu einem Wandbrett. Dem entnahm sie Glas und Flasche. Es war natürlich, daß sie dem Gaste zu allererst etwas vorsetzte. Dann bog sie sich in den Keller. Wertvoll, daß er gerade gekommen war, als sie von ihm geträumt hatte! dachte sie. Und warum hatte sie von ihm geträumt? Weil sie in letzter Zeit viel an ihn hatte denken müssen! Zum Vergleich mit dem Bruder. Immer wieder zum Vergleich der weltvertriebenen beiden.

Sie kehrte in die Stube zurück und stellte den gelbgoldenen neuen Wein vor Thomas hin, einen Keller mit kleinem Hausgebad daneben.

Thomas kam sich noch immer fremd vor. Es trieb ihn wieder fort, zum mindesten bevor Franz käme.

Aber als Gundi sich jetzt wieder auf ihren vorigen Platz niederließ und ihn einladend zu trinken, mußte er wohl oder übel angreifen.

Sie hatte im Stiegenen leise geklopft, als sei ihr das bisherige Gehen fester geworden. Da sagte er: „Du siehst nicht so gesund aus.“

Er erwiderte: aber sie lachte nur kurz.

„Du wagst nicht weiter zu fragen. Die Hochzeit jäherte sich bald.“

„Sie konnte alles seine natürliche Ursache haben, dachte er. Dabei war ihm, es hielte eine Faust sein Herz und preste es, als müßte Blut austropfen.“

„Franz hat nicht begriffen, daß du nie gekommen bist“, begann Gundi wieder.

Thomas schweig.

„Gut, daß du nicht gehst, hast, wie er geschimpft hat“, fuhr sie fort. „Das sollte ein Scherz sein, aber es lag etwas Trauriges in ihrem Ton.“

„It er immer noch so wild?“, fragte Thomas.

„Das wird wohl nicht besser. Das ist seine Art.“

Ihre Blicke begegneten einander. Es dauerte nur eine Sekunde, aber das Schweigen war lang, das dazwischen fiel. Fragen und Antworten flogen hin und her. Warum hast du ihn denn genommen? Daß es etwas, was man nicht so ohne weiteres erklären kann. Versteht du jetzt? Das kann man noch weniger sagen.

Thomas sah in den Tisch und trank Wein, obwohl er keinen Durst hatte.

Da begann Gundi wieder, getrieben von der unwillkürlichen Eingebung, ihren Mann verteidigen zu müssen. „Hast gehört, daß Franz schon Hauptmann geworden ist?“, fragte sie.

„Ja, erwiderte Thomas, er habe es gehört. Das sei, was dem Bruder liege. Kommandieren und Soldaten drillen!“

„Er schafft auch auf dem Land für zwei. Der Peter, der Vorknecht, sagt, so habe er noch keinen arbeiten gesehen.“

„Wohl, wohl“, gab Thomas zu.

Und wieder verjümmerte sie danach.

Diesmal wollte die Pause erst recht kein Ende nehmen.

Thomas war der Gals wie zugeführt, aber er sah und trank, als könne er nicht genug bekommen. Und er dachte, daß die Gundi eine mächtig gute Meinung von ihrem Mann habe.

Während er so nachdachte, er sah auf. Das Blut drängte ihm zu Häupten.

Die Gundi wachte sich die Augen; aber die Tränen waren rascher als die Finger, die sie ausdrücken wollten. Sie wachte eigentlich nicht recht, warum sie weinte. Es hing vielleicht nur mit ihren Nerven zusammen.

„Was hast?“, fragte Thomas außer Atem.

Sie schüttelte den Kopf.

Da stand auf einmal die Vergangenheit in ihm auf und alle die Ungeheuerlichkeiten wurden wieder lebendig, die damals die Verlobung der Gundi mit seinem Bruder ihm zum Pate gelassen hatten. Er hatte keinerlei Groll oder Hoffung und befriedigte Eitelkeit in sich. Er war ganz ruhig; er nicht lustig war ihm zumute. „Warum hast ihn genommen?“, fragte er.

Etwas Merkwürdiges zog sie, daß sie sich nebeneinander setzten wie früher etwa einmal, nach wie zwei ganz gute Freunde. Aber sie blieben, jedes auf seinem Platz.

„Du hast mich ja nicht gewollt“, antwortete die junge Frau.

„Jesus Maria!“

„Du hast nichts gesagt“, bestätigte sie still.

„Ich habe nichts sagen können“, entgegnete er.

„Warum?“

„Du warst gerade erst heimgekommen. Und ich mußte nach Edilbach hinüber zum Onkel und da traf doch deinen Bruder, den Lorenz, das Unglück. Ein Toer und ein Sterbender in der Familie! Das war doch keine Zeit zum Reden.“

Die Gundi hing den Kopf. Raum merklich nickte sie.

Das war alles so, wie er es sagte. Wie hatte sie es nur vergessen können?

Nach einer Weile murmelte sie: „Aber der Franz hat gesprochen.“

„Ich wußte nicht, daß auch er Absichten hatte. Ich hatte auch wenig beisammen.“

„Er kam meistens nach.“

Thomas verzog schmerzhaft den Mund. Er war wohl ein blöder Hofmacher, dachte er. Er hatte nichts nicht oft bei dem Mädchen stehen wollen, das er zu betrauten gedachte, ihres Rufes wegen nicht.

„Er hat mächtig gedrängt“, gestand Gundi weiter.

„Du hast nicht gewußt, welchen von uns?“ Sein Ton war bitter.

„Ich habe es gewußt und nicht.“

„Ich verstehe das nicht.“

„Ich kann es dir nicht erklären.“

Die Gundi wand sich auf ihrem Stuhl. Es lief flüchtig wie ein verlegenes Rot über ihr Gesicht und ihre Lippen zitterten. „Man kann das nicht sagen“, suchte sie weiter darzutun. „Es ist in einem, daß man muß, ob man will oder nicht.“

Thomas sah sie an. Halb begriff er sie, halb erschien sie ihm in einem fremden Licht, daß er fast Mitleid mit ihr haben mußte. War das möglich, daß einen irgend etwas einem andern in die Arme trieb, wenn man den einen gern hatte?

„Also Franz hat dich gefragt?“, forschte er weiter.

„Am Tage nach dem Unglück mit Lorenz.“

„Als dein Bruder tot in eurer Stube lag?“

„Als der Lorenz tot in unserer Stube lag.“

Er blickte sich auf die Lippen und schweig.

Die Gundi sah auf. Das Angehörige jenes Vorgangs kam ihr erst jetzt recht zum Bewußtsein. Dann erhob sie sich wieder. Es war ihr, als müßte sie dem andern Abbitte leisten. Sie hatte ihn immer als den besseren von beiden Brüdern gedacht. Und sie — sie begriff sich selbst weniger als je.

„Und doch bist nicht glücklich“, fragte Thomas.

„Ich habe ihn doch gern“, erwiderte sie leise. „Was, was me dem Franz in die Arme getrieben, war noch lebendig. Er war ein starker Mann, einer, der einem mächtig viel Liebe zeigte, wenn er ausgelegt war. Vielleicht habe ich auch ein Kind“, sagte sie mit schamhaftem Eröten und kaum hörbar hinzu.

Auch Thomas stand auf. Wer konnte das verstehen, dachte er. Aber es litt ihm nicht länger. Wozu einander quälen? Es war alles wie es war!

„Jetzt muß Franz jeden Augenblick kommen“, sagte Gundi auf die Uhr sehend.

Da scholl auch schon ein lauter Schritt auf der Haustreppe. Thomas blickte sich um, als suche er noch einen Notausgang. Aber dann verbarnte er, die Stirn ein wenig faltend, ein wenig feindselig im Gemüt.

Die Gundi öffnete die Stubentür. Sie sah sich müde.

Sie war auch nicht sicher, ob ihr Mann sie nicht wieder scheitern würde; denn er hatte ihr verboten gehabt, wieder allein zu Hause zu gehen, und sie hatte, und der heftige Schritt schon tat ihr weh. Auch die laute Stimme würde jetzt gleich zu hören sein. Es würde sich etwas in ihr gegen das Gewalttätige dieses Lärmes. Und doch durfte sie sich davor und empfing Franz Scherrer mit etwas wie Unterwürfigkeit.

„Ja, der Teufel“, rief er vom Flur her, „bist jetzt doch nicht zu deinen Allen gegangen?“

„Wir haben Besuch“, erwiderte sie still.

Im Eintreten sah Franz den Bruder vor dem Fenster stehen.

„Holla, jetzt geht die Welt unter“, polterte er und fügte hinzu: „Ist das menschenmöglich, daß du einmal den Weg zu uns gefunden hast?“

„Es scheint so“, gab der andere zurück. Er lächelte. Er suchte gute Miene zu machen.

„Bring noch Wein“, befahl Franz der Frau, mit einem Blick auf die halbvolle Flasche, die auf dem Tisch stand.

Gleichzeitig gab er Thomas die Hand, die wie eine Vorderkelle so breit war, und schob ihn selbst auf seinen vorigen Sitz zurück. Für sich langte er mit dem schweren Fuß eine Stabellie heran; als er sich niederlegte, fragte sie unter dem Schlag von einem Mann. Er hatte im übrigen ein hübsches, etwas aufgeblasenes Gesicht mit einem kleinen, schwarzen Schnurrbart und braunes, schwarzes Haar. „Einen Schid habe ich heute gemacht“, erzählte er, indem er die Arme breit auf die Tischplatte warf. In seinen braunen Augen lag ein halb listiges, halb zorniges Licht verborgen. Es hatte ihn irgendwie verdrossen, den Thomas ganz unvermutet in der Stube zu finden. Trotzdem er ihn selber so oft geheißen hatte, herzukommen! Ein kleiner Stachel war ihm ins Herz gedrungen beim Eintritt, als hätte der Thomas nicht gerade zuerst an die Gundi geraten sollen. Es war ihm wohl bekannt, daß auch der Bruder auf seine jeige Frau Absichten gehabt. Er hatte sich auch längst gesagt, daß Enttäuschung der Grund für dessen langes Fernbleiben gewesen. Er prägte gern vor sich selber, wie gut er das gemacht, indem er die Gundi ihm vor der Nase weggeschafft. Dabei hatte er nicht die Empfindung, daß er dem andern ein Unrecht oder gar einen Schmerz angetan, so tief grub er mit seinen Gedanken nicht. Ihm war zumute wie einem Schwinger, der eben mit überlegener Kraft seinen Gegner auf den Rücken gelegt. Aber jetzt war er nicht frei von Eifersucht. Er fuhr jedoch fort von dem zu erzählen, was er einen Schid nannte. Er hatte einen Bauern, der sich in schlechten Vermögensverhältnissen befand und der morgen mit seinem vielfach preisgekrönten Stier zum Markt gewollt hatte, diesen während des Kartenspiels im „Höven“ abgehandelt. Thomas kannte das Tier. Es besaß eine gewisse Verhöhnlichkeit in der Umgebung und eine landwirtschaftliche Genossenschaft hatte schon lange ein Auge auf den Zuchtbullen. „Sababa“, lachte Franz, „die vom Verein haben jetzt das Nachsehen. Man muß halt fest zupacken, wenn man zu etwas kommen will.“

„Es wäre der Allgemeinheit zu gönnen gewesen, den kleinen Landwirten besonders, daß sie den Stier billig bekommen hätten“, warf Thomas ein, dabei dachte er, daß der Bruder freilich zupacken verstände. Schon einmal hatte er das bewiesen!

Franz schüttelte den Ellbogen auf den Tisch und machte mit der schweren Faust eine Gebärde, als erprobe er, sie öffnend und wieder schließend, die Kraft seiner Finger. „Aber zuerst kommt, führt die Braut heim“, lachte er, ohne zu überlegen, daß dieses landläufige Sprichwort jetzt zwischen ihm und dem Bruder besondere Bedeutung hatte. Erst, als es heraus war, fiel ihm der Doppelsinn seiner Worte auf. Und nun schüttelte er sich erst recht belustigt und fügte hinzu: „Das wirst ja wissen, Thomas.“

Die Gundi war längst mit neuem Wein zurückgekommen und hatte sich wieder zu den beiden an den Tisch gesetzt. Sie machte sich klein und verhielt sich still. Heimlich verglich sie wieder die Brüder miteinander. Ihres Mannes Stimmung hatte ihr in den Ohren, und als er seine Faust ballte, rüttelte sie unwillkürlich ein wenig hin und her. Aber ihre Gedanken bohrten unterdessen wieder ins Vergangene zurück. Also das war der Grund gewesen, damals, daß Thomas geschwiegen hatte? Der Tod des Lorenz und das Sterben des alten Mannes drüben in Edilbach! Glück sollte nicht aus Unglück aufwachsen! Das war schon recht gedacht gewesen. Das — so viel Rücksicht hatte Franz freilich nicht genommen. Und da sah der blonde Schwager, klein und schwächlich, nur wie ein Schneidelein neben einem Kriegermann und doch war es, als ob die Stube durch ihn sonntäglicher würde!

„Ja, ja, das Sprichwort ist gut“, antwortete Thomas jetzt mit einem abermaligen Lächeln auf den Anblick des Bruders und trommelte fimmelnd ein wenig auf den Tisch. Aber, gerade seine den Stich gleichsam überhebende Art entwarfne jenen.

Franz erhob das gesunde Glas und trug mit ihm an. „Nichts für ungut“, sagte er, noch immer vergnügt und sah fester auf dem hohen Stuhl seines Triumphes. — „Weißt auch schon das Neueste?“ fragte der dann den Bruder.

„Das wäre?“, fragte Thomas.

„Daß wir einen Buben bekommen.“

Die Gundi erröte tiefer, als da sie Thomas das gleiche Geständnis gemacht.

„Ich wüßte dir Glück“, sagte dieser.

„Einen Buben“, wiederholte Franz lauter. „Ich wollte es der Gundi nicht raten, daß sie mit einem Mädchen käme.“

Auch das war lange nicht so böse gemeint wie es klang, aber es brach aus diesem Menschen alles so heraus wie Steinfall von einem Berg.

Thomas konnte es nicht mehr mit anhören. Er sah auch Gundi von dem Gebotler wie zermürbt und dem Weinen

näher als dem Lachen. Er sah nach der Uhr. „Ich muß heim“, sagte er.

„Warum nicht gar?“, widersprach Franz, „wir haben ja kaum angefangen zu reden.“

„Ich habe lange gewartet“, entschuldigte sich Thomas.

„Bistest du berichtet, wäre ich auch da gewesen“, wandte Franz ein.

Der andere schweig.

Franzens Laune verschlechterte sich. Was brauchte der Thomas jetzt schon wieder fortzulaufen! Was machte er überhaupt für ein Gesicht, als ob er, Franz, ihm etwas schuldig wäre!

„Ich halte niemand, wenn er absolut fort will“, murkte er.

„Ich werde ein andermal wieder kommen“, sagte Thomas ruhig.

Da tat die Gundi, die auch aufgestanden war, einen Schritt gegen ihn. „Ja, komm“, bat sie. Es lag ihr so über die Lippen, sie wußte nicht wie. Sie hatte den andern irgendwie nötig, und es war ihr schrecklich zu denken, daß er nicht wieder käme. Und dennoch war das immer noch in ihr, was sie zu ihrem Mann gezogen hatte. Sie hatte nur aus der dieser Empfindung eine unbewußte Angst, als gerade sie ihr nicht zur Ehre. Aber aus das Thomas Gesicht schaute sie eine ferne, schöne Vergangenheit oder eine bessere Zukunft an.

Thomas schüttelte sich unglücklich. Nicht ihre Bitte, aber der Ton ihrer Stimme drang ihm ins Innerste. Er hätte ihr nur gern versprochen, daß er wiederkommen würde, aber eigentlich hatte er schon das Gegenteil beschlossen und wußte, daß er den Besuch nicht bald wiederholen würde.

Franz stand zwischen ihnen. Er schüttelte sich merkwürdig unglücklich. Es war, als redeten die andern beiden Dinge miteinander, die er nicht verstehen konnte. Es war, als wäre die Gundi viel weniger sein als vorher. Er schaute von einem zum andern. „Was zum Teufel habt ihr, ihr zwei?“, fragte er. Verleumdung unter Joren verbergend.

„Was solltet ihr haben?“ fragte Thomas dagegen. Die Erregtheit seines Bruders steigerte seine Gelassenheit. Er trat zu Gundi und reichte ihr die Hand. „Küsse dir's gut geben“, wünschte er. „Du hast deine Mutter in der Nähe, wenn etwa schwere Wunden kommen sollten.“

Er sprach das ganz harmlos wie man eben etwas Alltägliches so hinpricht. Die tiefere Bedeutung der Worte war ihm selbst kaum bewußt. „Komm auch wieder einmal nach Edilbach“, lud er dann Franz ein und fügte hinzu: „Bestenfalls auch für den Wein.“

Damit verließ er die Stube. Die andern beiden folgten ihm, die Gundi wie nachgezogen, halb gewillt ihn zu bitten, daß er nicht so eile, halb verurteilend, ihn noch weiter zu begleiten. Franz nur aus unwillkürlicher Höflichkeit. Dieser blieb unter der Tür stehen, während die junge Frau sich auf das Geländer der Haustreppe stützte und Thomas sich, schon auf dem Wege, grüßend noch einmal umwandte.

Dann bog der Gast um die Ecke in die Wiesen hinaus.

Gundi aber bemerzte sich nicht länger. Sie weinte heftiger. Es war ihr, als ginge alles Gute von ihr fort. „Was für ein blödes Getöse!“ murkte Franz. Aber er hatte nicht das Herz aufzugeben. Er ging mit schmerzenden Schritten in die Stube zurück und trank sein Glas leer, mit etwas wie Angst hinhinhörnd, wie Gundi sich in die Schlafkammer hinauf begab, um allein zu sein.

Thomas schritt seines Weges. Dieser führte über eine schöne, aber wenig bequeme Waldstraße. Die Sonne war auch hier; aber sie brannte nicht. Reglos standen zu beiden Seiten die hohen Tannen. Ihr Duft lag im kaum spürbaren Winde. Thomas nahm den Hut vom Kopf. Die anfängliche Dampfhitze und Unklarheit der Gedanken wich von ihm. Das war seltsam gewesen mit der Gundi, dachte er. Als hätte sie sich gelehrt, ungehört machen mögen! Das war gewesen, als habe er mehr Recht als der Bruder. Aber — was half es? Franz liebte sie nach jeder Weise. Und — das Kind würde kommen. Vielleicht blieb es nicht das einzige! Dann hatte die Gundi ihre Pflichten. Die würden nicht leicht sein, und sie war nicht für Lasten gemacht und nicht für Ehen. Aber irgend wie würde sie sich finden! Sie gewöhnte sich wohl an den Franz, wie das Tier sich in den Stall gewöhnt. Das war so der Gang der Welt. Man konnte es nicht ändern. Vielleicht — schaute sie noch manchmal nach ihm, Thomas, aus, wüßte, daß er käme. Und er würde nicht nach Schachen gehen, die andern nicht nach Edilbach kommen. Die Jahre aber würden verrinnen.

Der Kopf sank dem Thomas Scherrer tiefer. Sein Schritt war langsam und strebte nicht nach dem Ziel. Aber die Sonne stand hoch am Himmel. Der Wind tat einen weichen Atemzug und bewegte ein paar dunkle Kadeln.

Die Jahre aber würden verrinnen, dachte Thomas, der Sieger. Sie würden vergehen. Und die raschere Frau behielt recht in der Welt. Wer zuerst kam, führte die Braut heim!

Bier Buschmänner „verarbeiten“ einen Springbock.

Die Angehörigen der schwarzen Rasse sind bekanntlich, was die Aufnahme von Nahrungsmitteln angeht, von einer kaum vorstellbaren Leistungsfähigkeit. In dieser Hinsicht stellte kürzlich ein klopftäter Arzt, um Material für ein wissenschaftliches Werk zu gewinnen, mit vier Buschmännern einen praktischen Versuch an. Ein befreundeter Farmer schuf auf seinen Wunsch einen Springbock, der, nachdem er ausgeblutet hatte, den vier „Versuchspersonen“ mit der Weisung überantwortet wurde, sie möchten sich nach Gefallen daran göttlich tun. Die Schwarzen ließen sich das nicht zweimal sagen. Im Nu war der Bock geöffnet und seiner inneren Organe entledigt. Herz, Magen, Lungen und Nieren wurden dann auf einem gelinden Feuer geröstet und in halbgarem Zustande verpeist. Das gleiche Los hatten die eigentlichen Eingeweide, und dann ging es an den Festtraten selbst. Große Stücke wurden herausgeschnitten, kurze Zeit dem Feuer ausgelegt und dann nach unseren Begriffen halbroh verschlungen. Den Bock vorher zu enthäuten, daran hatte niemand gedacht. Die Haare der Decke hielt man einfach in die Flammen und fengte sie ab, das halb blutige, halb verbrannte Fleisch wurde dann mit der Haut gegessen. So ging das stundenlang; nur zuweilen schoben die Gestecke eine kleine Kumpfweide ein, um dann an ihr Werk zurückzukehren. Nach zwölfstündigem Festmahle war von dem ganzen Springbock, der in ausgeblutetem Zustande 400 Pfund gewogen hatte, nichts als ein Haufen Knochen zurückgeblieben, die zudem so sauber abgenagt waren, daß kein Hund es der Mühe wert gehalten haben würde, ihnen noch einen Bissen zu schenken. Ihr Gewicht wurde mit rund 100 Pfund festgestellt, jedoch die vier schwarzen Esser zusammen 800 Pfund Fleisch, jeder einzelne also 75 Pfund, auf einen Sitz verpeist hatten. Wirklich eine anerkennenswerte Leistung, die ihnen bei uns so leicht niemand nachmachen wird.

Ein seltsames Verbot.

Im amerikanischen Staate Connecticut wurde kürzlich ein seltsames Verbot erlassen. Danach ist es im Gebiet dieses Staates nunmehr verboten, brennende Zigarettenstummel aus Flugzeugen zu werfen. Es soll dort nämlich vor kommen sein, daß diese Stummel vom glimmenden, nachdem sie den Erdboden erreicht hatten. Einige diesjährige Waldbrände will man auf diese Unachtsamkeit einiger Piloten zurückgeführt haben. Behördenkreise unternehmen Versuche im übrigen den einwandfreien Beweis, daß mehrere Zigaretten, die von einem Flugzeug aus einer Höhe von 700 Metern in brennendem Zustand zur Erde geworfen wurden, tatsächlich noch auf dem Boden weiterbrennten. Das Ergebnis dieses Experiments bekräftigt somit die Zweckmäßigkeit des Verbots, das bei einiger Überlegung durchaus angebracht erscheint. Die Amerikaner sind überhaupt merkwürdig klug. Nachstehend wird man sich im Staate Connecticut sammeln im schlechten Scherz erlauben, mit brennenden Zigarettenstummeln vom Flugzeug aus, niedliche kleine Waldbrände zu verursachen. Denn Verbote sind in den Vereinigten Staaten dazu da, übertraten zu werden, und im Lande der in vieler Hinsicht noch immer unbegrenzten Willkürfreiheit erlassen sich viel Ungereimtes.